

Chancengleichheit in biblischer Sicht

Autor(en): **Müller, Alois**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA**

Band (Jahr): **53 (1982)**

Heft 4

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-809872>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Chancengleichheit in biblischer Sicht

Von Prof. Dr. Alois Müller, Luzern*

Für den schlichten Christen scheint es etwas Selbstverständliches zu sein, dass er eine enge Beziehung annimmt zwischen jedem Anliegen, das ihm wichtig ist, und der Bibel. Er möchte wissen: Was sagt die Bibel zu dem, was sagt die Bibel zu jenem – was sagt die Bibel zur Chancengleichheit?

Der Theologe hingegen ist zuerst etwas verdattert, wenn ihm eine solche Frage gestellt wird. Zu oft haben seine beruflichen Vorfahren oder auch er selber sich anheischig gemacht, das oder jenes «mit der Bibel zu beweisen», und sind kurze Zeit später damit abgefahren, zuerst natürlich bei Kollegen.

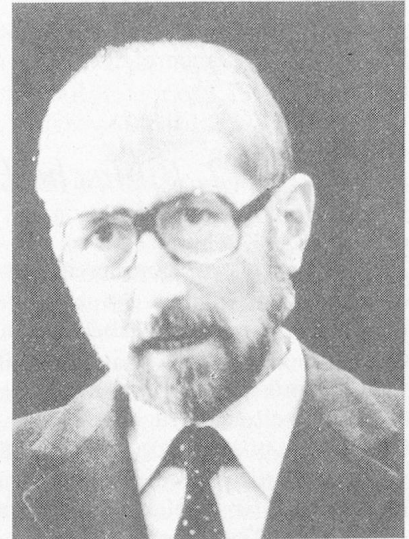
Aber der Theologe hat heute ernsthafte Gründe, auf solche Fragen nach einer biblischen Antwort mit Vorsicht zu reagieren.

Er muss sich zum Beispiel überlegen: Sind unsere heutigen Fragestellungen überhaupt auch Fragestellungen der Bibel? In welcher Form kommt ein Thema allenfalls in der Schrift vor, wenn man ihr etwas entnehmen will?

Aber auch: Sind die biblischen Antworten noch unsere Antworten? Oder: Hält die Bibel zu einer Frage grundsätzliche Antworten bereit oder nur beiläufig zeitbedingte?

Damit wir also bei unserer Frage von der Bibel den richtigen Gebrauch machen, muss ich meinen Überlegungen folgenden Verlauf geben:

Im Rahmen der Vortragsreihe «Heim(at) zwischen Macht und Neid», die im Zentrum der VSA-Jahresversammlung 1981 stand, sprach in Einsiedeln zum Abschluss Prof. Dr. A. Müller als Theologe über «Chancengleichheit in biblischer Sicht». Stand das Einsiedler Tagungsthema mit den sogenannten Jugendunruhen in engem Zusammenhang, ist die Aktualität des Themas der diesjährigen VSA-Tagung in Basel – «Probleme der Professionalisierung» – anderen Ursprungs.



1. Ich frage zuerst: Was bedeutet unsere Frage nach der Chancengleichheit? Dann wissen wir, was wir eigentlich suchen wollen in der Bibel.
2. Es schliesst sich an die Frage: Was für Perspektiven liefert die Bibel zu unserem Thema?
3. Und erst dann können wir überlegen, wie uns allenfalls das Wort der Bibel, viel eher aber der Geist der Bibel inspirieren und orientieren kann, wenn wir im richtigen Sinn Chancengleichheit zu unserem Ziel machen wollen.

1. Was enthält unser Anliegen der Chancengleichheit?

Ausgangspunkt unseres Problems ist die Beobachtung, dass Menschen schon im Beginn einer Sache, vor jeder eigenen Leistung oder Handlung, ungleiche Chancen haben, um irgendein erstrebtes und berechtigtes Ziel zu erreichen. (Beispiele brauchen hier und jetzt nicht mehr bemüht zu werden.) Diese Chancenungleichheit beruht also auf Ursachen, die ausserhalb der Verantwortung oder der Natur der Menschen liegen. Aber worauf beruhen sie dann? Das Wort *la chance*, vom lat. *cadentia*, meint eigentlich den Fall der Würfel, weist also die ganze Frage dem Zufall zu, dem Glücksspiel. Es war aber wohl noch keiner Zeit so sehr wie der unseren bewusst, dass das, was wir Chancenungleichheit nennen, seine Ursachen weitge-

hend in Ordnungen der Menschen hat. Am häufigsten werden wohl namhaft gemacht das soziale Milieu, in dem ein Mensch aufwächst, dann der Schultypus, der in einem Gemeinwesen verwirklicht ist, und der einer bestimmten Begabungsrichtung von vornherein mehr angepasst ist als einer andern, jene also begünstigt, diese benachteiligt. Ein grosser Nachteil kann sodann ein Minderheitsstatus sein, sei er völkisch, politisch, religiös oder anderswie bedingt. Gesondert zu nennen ist heute die Chancenungleichheit aufgrund der Geschlechtszugehörigkeit, das heisst aufgrund davon, wie in einer Gesellschaft die Geschlechtszugehörigkeit gewertet wird.

Wir sind also heute nicht mehr allgemein gewillt, Unterschiede, die auf gesellschaftlichen Gesetzmässigkeiten beruhen, mit Spielerglück und Spielerpech gleichzusetzen und uns damit abzufinden. Wir halten dieser für die Be-

* Vortrag gehalten an der Jahresversammlung 1981 des VSA in Einsiedeln.

günstigen bequemen Auffassung vor allem das moralische Postulat der Ebenbürtigkeit aller Menschen entgegen, was besagen will: Es bestehen keine Rangunterschiede durch die Geburt, von (der sozialen) Geburt an; die Startchance muss für jeden gleich sein, was die Möglichkeiten betrifft, welche die Gesellschaft gewährt. Unterschiede sind höchstens legitim aufgrund eigener innerer Voraussetzungen, die unbeeinflussbar sind, wie Intelligenztyp und Intelligenzquotient, Charakterstruktur; oder veränderlich, aber willkürlich wie Leistungsbereitschaft und ähnliches.

Wichtiges Moment der Chancengleichheit, wie wir sie vertreten, ist auch, dass nicht die Bedingungen der einen Ebene auf eine andere Ebene übertragen werden, dass

zum Beispiel die berufliche Karriere nicht von der Parteizugehörigkeit abhängen darf, der soziale Status nicht vom Geschlecht oder von der Religion, usw.

Schliesslich verstehen wir unter Chancengleichheit einen Grundstatus, der allen gleichermassen zukommt und keinem verweigert wird, wie die Grundpostulate der Menschenwürde oder der Gleichheit vor dem Gesetz.

Unser Postulat der Chancengleichheit ist also einerseits ein gesellschaftspolitisches, ein soziales Postulat; wir dürfen es aber in seiner tiefsten Begründung füglich ein moralisches Postulat nennen. Und darum wohl vermuten oder hoffen wir, es werde in der Bibel eine Stütze finden. Schauen wir also da näher hin.

2. Biblische Perspektiven zum Thema Chancengleichheit

Machen wir uns von vornherein klar: Das soziale Postulat der Chancengleichheit ist eine moderne Frage. Darüber haben wir von der Bibel – genauer: vom sozialen Bewusstsein der damaligen Gesellschaft, nicht viel zu erwarten. Wir müssen so vorgehen, dass wir nach vergleichbaren Fragestellungen suchen, die für unser Thema entweder indirekt oder analog, das heisst auf anderer Ebene, etwas abwerfen, also Schlüsse erlauben. Wenn wir so vorgehen, ist die Ernte nicht ganz so mager, wie ein eingeschüchterter Theologe fürchten könnte.

1. Die Geschlechter

Untersuchen wir gleich einen nur allzu bekannten Text, den sogenannten Zweiten Schöpfungsbericht. Er interpretiert die Verschiedenheit der Geschlechter als Erschaffung der Frau aus der Rippe des Mannes und als Gehilfin des Mannes (Genesis 2,18–24). Ersteres bedeutet die volle Ebenbürtigkeit der Frau zum Manne, im Gegensatz zu den Tieren, die aus Ackerlehm geformt wurden. Der Name Gehilfin bedeutet dementsprechend nicht die untergeordnete Dienstbotin, sondern vielmehr den Beistand, die notwendige Ergänzung; denn der Mann allein, sagt der Text, ist noch nicht eine gute Schöpfung.

Der Fluch hingegen nach der Sünde lautet (Genesis 2,16): «Du hast Verlangen nach deinem Mann, er aber wird über dich herrschen.» Nicht Gottes Schöpferwille, sondern Fluch und Sünde ist es also, dass der Mann über die Frau herrscht. Ob man aus dieser Ur-Geschichte, diesem Ur-Modell nicht schliessen darf: Immer wenn ein Mensch einen Menschen beherrscht, ist es Fluch der Sünde?

2. Solidarität mit den Volksgenossen

Wir haben sodann die Gesetzgebung des Mose und späterer Zeiten über Gottes Bundesvolk. Da wird betont – um des Gottesbundes willen: «Was eure Brüder, die Israeliten, angeht, so soll keiner über den andern mit Gewalt herrschen» (Levitikus 25,46). Ein Volksgenosse darf nicht wegen Verschuldung Sklave eines anderen werden (Levitikus 25,39–43; Deuteronomium 15,1–3). Später heisst es dann: «Er darf dir sechs Jahre als Sklave dienen, aber im

siebten Jahr sollst du ihn als freien Mann entlassen» (Deuteronomium 15,12–15; Exodus 21,2). Bedeutsam ist an der ersten Stelle die Begründung: «Denk daran, als du in Aegypten Sklave warst, hat der Herr, dein Gott, dich freigekauft. Darum verpflichte ich dich heute auf dieses Gebot.» (Deuteronomium 15,15). Der Israelit hat seinen Nächsten freizulassen, weil er selber durch Gott ein Freigelassener ist. Der tiefste Grund dieser «Chancengleichheit» ist also das Vorbild des Handelns Gottes am Menschen. Der Mensch muss seinen Bruder chancengleich behandeln, weil Gott ihn selber so behandelt hat. Sehr eindrücklich ist dieser Gedanke formuliert als Begründung des Sabbatgebotes (Deuteronomium 5,12–15): «Sechs Tage darfst du schaffen und jede Arbeit tun. Der siebte Tag ist ein Ruhetag, dem Herrn, deinem Gott geweiht. An ihm darfst du keine Arbeit tun: Du, dein Sohn und deine Tochter, dein Sklave und deine Sklavin, dein Rind, dein Esel und dein ganzes Vieh, und der Fremde, der in deinen Stadtbereichen Wohnrecht hat.» (Das tönt zunächst wie ein Arbeitsverbot. Aber der Deuteronomist fügt hinzu:) «Dein Sklave und deine Sklavin sollen sich ausruhen wie du. Denk daran: Als du in Aegypten Sklave warst, hat dich der Herr, dein Gott, mit starker Hand und hoch erhobenem Arm dort herausgeführt. Darum hat es dir der Herr, dein Gott zur Pflicht gemacht, den Sabbat zu halten.»

3. Solidarität mit den Fremden

Es gibt Texte, die den Fremden schlechter stellen als den Volksgenossen (vgl. Levitikus 25,44f; Deuteronomium 15,3). Daneben stehen aber die schönen Texte wie Levitikus 19,33f: «Wenn bei dir ein Fremder in eurem Land lebt, sollt ihr ihn nicht unterdrücken. Der Fremde, der sich bei euch aufhält, soll euch wie ein Einheimischer gelten, und du sollst ihn lieben wie dich selbst; denn ihr seid selbst Fremde in Aegypten gewesen» (vgl. auch Exodus 22,20–26). In dieser ursprünglichen Form lautet also der Gotteswille: Der Fremde soll gleiche Chancen haben wie der Volksgenosse; denn Fremdheit kann die Situation jedes Menschen sein.

Im Alten Testament sind also gewiss Ansätze zu einer solidarischen Sozialordnung vorhanden, welche die vorgegebenen Anlässe der Ungleichheit gerade nicht aus-

nutzt, sondern sie überwindet mit Berufung auf das befreiende Handeln Gottes. Im Neuen Testament nun kehren diese Ansätze nur in geringem Mass auf sozialer Ebene wieder, aber sie werden theologisch radikalisiert.

4. Jesu Reich-Gottes-Perspektive

Jesus kündigt die Machtergreifung durch Gott an, das Gottesreich, und kennzeichnet dieses unter anderem gerade als die Umkehrung der Chancen, die von den Menschen ungleich verteilt wurden. Ich übersetze bewusst salopp: «Die Armen sind die Glückspilze; das Gottesreich gehört ihnen.

Die Gewaltlosen sind die Glückspilze, sie werden Erben des (verheissenen) Landes sein» (Matthäus 5,3–12).

«Aber ihr Reichen seid die Pechvögel; ihr habt keinen Trost mehr zu erwarten.

Die ihr jetzt satt seid, seid die Pechvögel: ihr werdet hungern» (Lukas 6,20–26).

Sehr giftig bemerken darum die sozial und religiös Bessergestellten: «Bei dem haben nur Dirnen und Kollaborateure eine Chance» (vgl. Matthäus 11,19; 21,31f).

Jesus liebte die paradoxen Aussagen. Mit solchen Überspitzungen wollte er sagen: Vor Gott ist die Chancenungleichheit der Menschen aufgehoben. In der Reich-Gottes-Perspektive der Bergpredigt wird sodann der Gedanke radikalisiert, den wir soeben im Alten Testament gefunden haben: Wir müssen so handeln, wie Gott handelt. Und dann ist die extremste, paradoxeste Chancengleichheit verwirklicht: «Ihr habt gehört, dass gesagt worden ist: Deinen Nächsten sollst du lieben, deinen Feind hassen. Ich aber sage euch: Liebt eure Feinde und betet für die, die euch verfolgen, damit ihr Kinder eures Vaters im Himmel werdet; denn der lässt seine Sonne aufgehen über Bösen und Guten, und er lässt regnen über Gerechte und Ungerechte . . . Ihr sollt also vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist» (Matthäus 5,43–48).

Da Jesus aber das Gottesreich in sich selber darstellte, tat er, was er verkündete: Er hatte demonstrativ Umgang mit den sozial Chancenlosen.

5. Jesu Tod für alle

Die letzte Bedeutung und Tiefe dieses Werkes Gottes am Menschen zeigt sich aber in Jesu Sterben, das er selber deutet als einen Sühnetod für «die vielen» (Matthäus 26,28) oder «für das Leben der Welt» (Johannes 6,51). Von seinem Tod sind alle betroffen, zum Heil. Jesus

postuliert nicht nur gleiche Chancen vor Gott für alle, sondern er bewirkt sie, er *setzt* die Chancengleichheit (wobei uns in diesem Zusammenhang dieses Wort schon reichlich banal tönt).

6. Die spannungsreiche Theologie des Paulus

Beim Apostel Paulus, diesem Theologen aus Leidenschaft, finden wir nun in einem und demselben Römerbrief eine ganze Skala von spannungsreichen Aussagen zu unserer Frage.

Zunächst sieht er die Menschen unter einer negativen Chancengleichheit: Alle haben gesündigt und ermangeln der Herrlichkeit Gottes (Römerbrief 3,23). Juden und Heiden haben einander nichts vorzuwerfen (3,9).

Dann hat er aber auch die harten Worte, dass die Menschen in der Hand Gottes sind wie Ton in Töpferhand, vorausbestimmt entweder zu Gefässen des Zornes oder zu Gefässen des Erbarmens (Römerbrief 9,19–24) – woraus die absolute Chancenungleichheit der Prädestinationslehre abgeleitet wurde. Aber sein Grübeln endet in der befreienden Einsicht: Gott hat alle im Ungehorsam verschlossen, um sich aller zu erbarmen (Römerbrief 11,32). Nicht unerwähnt bleiben darf natürlich die Schlussfolgerung des Paulus im Galaterbrief (3,26–28) über die Erlösung in Christus: «Ihr seid alle durch den Glauben Kinder Gottes in Christus Jesus. Es gibt nicht mehr Juden und Griechen, nicht Sklaven und Freie, nicht Mann und Frau; denn ihr alle seid einer in Christus Jesus.»

Hier geht es überall um die tiefsten theologischen Perspektiven. Wo Paulus von der menschlichen Sozialordnung spricht, ist er bekanntlich recht konservativ. Und doch schlägt seine Theologie auf die Sozialordnung durch, indem er die Chancengleichheit aller in der Gnade verkündet: «Jeder, der etwas Gutes tut, wird es vom Herrn zurückerhalten, ob er Sklave ist oder ein freier Mann.» So sagt er denn den Herren: «Handelt in gleicher Weise gegen eure Sklaven, droht ihnen nicht. Denn ihr wisst, dass ihr im Himmel einen gemeinsamen Herrn habt. Bei ihm gibt es kein Ansehen der Person» (Epheserbrief 6,5–9). In einem sehr globalen Sinn könnten schliesslich für unser Anliegen noch herangezogen werden alle Mahnungen der Apostelbriefe zu Liebe, Achtung, Zuvorkommenheit, Hilfsbereitschaft. Solche Gesinnung führt gegebenenfalls dazu, die Schäden der Chancenungleichheit zu mildern.

Nach dieser kleinen Ernte von Bibeltexten können wir uns nun die letzte Frage stellen:

3. Kann uns der Geist der Bibel für «Chancengleichheit» inspirieren?

Wie schon angetönt: Direkt und in unserem sozialen Verständnis ist Weniges ausfindig zu machen, im Neuen Testament noch weniger als im Alten Testament. Der Grund für diese letzte Feststellung ist leicht zu erkennen. Das Alte Testament war das Buch eines ganzen Volkes

und enthielt Gesetze für ein wirkliches gesellschaftliches Funktionieren. Die Christengemeinden des Neuen Testaments aber waren gesellschaftlich gesprochen bedeutungslose Minderheiten. Es konnte ihnen trotz ihrem theologischen Universalismus schon gar nicht in den Sinn kom-

men, mit gesellschaftsveränderndem Pathos aufzutreten; sie mussten sich damit begnügen, im Schoss ihrer eigenen kleinen Sekte Verhaltensregeln aufzustellen.

Trotzdem scheint mir in den erwähnten Schrifttexten eine gewaltige Sprengkraft zu liegen – dieses Wort jetzt so verstanden, wie ein Samenkorn Felsen sprengen kann.

1. «Nur» religiös?

Es könnte heute enttäuschen, dass vor allem im Neuen Testament das ganze Problem auf die religiös-theologische Ebene verlagert erscheint, und es könnte einem engagierten Gesellschaftskritiker das Wort vom Opium des Volkes in den Sinn kommen. Wir müssen uns aber klar sein: Wenn eine Kultur religiös geprägt ist, dann hat es den tiefgreifendsten Einfluss, wenn ein Sinnverständnis, ein Postulat – in unserem Fall die Chancengleichheit – sich eben auf der religiösen Ebene darstellt. Man ist umgekehrt ja auch flugs bereit zu dem Hinweis, dass die religiöse Vorstellungswelt wesentlich beeinflusst sei von den gesellschaftlichen Gegebenheiten. Ein Mensch, für den die religiösen Aussagen das tragende Fundament seines Daseinsverständnisses sind, wird tatsächlich weitreichende Schlussfolgerungen ziehen aus einer Aussage, dass vor Gott kein Ansehen der Person gilt, dass es in Christus weder Herren noch Knechte gibt. Sonst wäre Frau de Meuron nicht zu ihrem Ausspruch veranlasst worden: «Im Himmel simmer emal alli gliich. Aber hie uf Aerde muess na Ornig sii!» Wir dürfen es auch einem Menschen nicht zum Vorwurf machen, wenn er, für die Dauer ungleicher sozialer Verhältnisse, sein Gleichgewicht und seinen Frieden wahrhaft durch ein starkes Bewusstsein von seiner Ebenbürtigkeit, ja Bevorzugung vor Gott. Aber darauf beschränkt sich nicht der biblische Einfluss.

2. Grund der Chancengleichheit

Vielmehr ist zu sagen: Für den glaubenden Menschen ist das Gottesverständnis, dass Gott alle Menschen liebt und alle Christi Schwestern und Brüder sind, die entscheidende und durchhaltende Begründung für das Postulat einer sozialen Chancengleichheit. Diese zentrale Wahrheit der christlichen Botschaft relativiert nämlich die sozialen Ungleichheiten nicht nur in dem Sinn, dass sie leichter erträglich werden, sondern zuallererst und nachhaltiger in dem Sinn, dass ihnen die letzte Begründung entzogen wird. Nicht umsonst suchen Ideologien der Chancenungleichheit krampfhaft nach einer religiösen Begründung, wie etwa das südafrikanische Apartheidregime.

Eine letzte Begründungssicherheit des Postulats der Chancengleichheit werden wir angesichts bestimmter Trendwenden vielleicht bald dringend nötig haben. Nicht nur geht in unserem Wirtschaftssystem das Ringen weiter zwischen dem alt-liberalen Kampftruf «Freie Bahn dem Tüchtigen» (der einst Chancengleichheit des Tüchtigen mit dem Standesprivilegierten wollte), und der Sorge um die heute Schwächeren. Sondern es ist vor allem hinzuweisen auf das, was ich zu nennen wage den latenten Faschismus eines bestimmten naturwissenschaftlichen Denkens, das die tatsächliche biologische Privilegierung des Stärkeren und chancenlose Ausmerzungen alles Schwachen im Tierreich auf den Menschen übertragen und zum drin-

gend nötigen menschlichen Evolutionsprinzip erheben will. Bei naiven Nur-Naturwissenschaftlern mag das aus einer fachlichen Denkeinschränkung kommen. Es gibt aber zum Beispiel in Frankreich die einflussreichen Philosophen der Nouvelle Droite, die solche Ideen bewusst zum philosophischen System und zum politischen Programm ausgestaltet haben und mit vollem Recht ihre totale Gegnerschaft erklärt haben zum jüdisch-christlichen Barmherzigkeitskonzept. Und es muss uns klar sein, dass unser westliches System der totalen Rationalisierung und des Wachstums um jeden Preis eine völlig offene Flanke hat gegen diese Versuchung, wenn nur einmal die Verhältnisse, sei es der Kinder, sei es der Alten, sei es der Dritten Welt, einen kritischen Punkt erreicht haben werden. Dann weiss ich persönlich nicht, wie das, was wir heute unter Humanität und Menschenwürde verstehen, denkerisch verteidigt werden soll, wenn wir sie nicht auf den geschilderten Gottesglauben gründen.

3. Ja zum Chancenlosen

Die Dynamik des Denkens Jesu führt aber noch zu einem letzten Schritt. Das Wort von der Chancengleichheit erinnert an Läufer in den Startlöchern. Jeder soll dieselben Startchancen haben, aber das Resultat entspricht dann der Leistung, die jeder auf der Bahn erbringt. Man empfindet ungleiche Chancen als ungerecht, Prämierung nach Leistung hingegen als recht und billig.

Es muss uns aber klar sein, dass dieses Modell an Grenzen stösst. Es gilt für den Menschen, der sagen kann: Ich bräuchte es zu denselben Leistungen, wenn man mir dieselben Chancen liesse. Man kann dann den Gedanken ausweiten und fordern, dass man jedem Menschen *seine* Chance gebe, also jene Entfaltungsmöglichkeit, die auf ihn zugeschnitten ist.

Aber wir wissen: Wie immer wir den Ausdruck der Chance drehen: Es gibt die Menschen, die faktisch, objektiv ohne alle Chance sind, wie geistig schwer Behinderte, seelisch schwer Geschädigte, uneinfühlbare Kriminelle. Sie fallen auch noch durch die Maschen der Chancengleichheit. Aber sie fallen nicht durch die Maschen der bedingungslosen Liebesbotschaft des Evangeliums, weil sie nach dessen Glauben nicht aus der Liebe Gottes fallen. So sind auch sie noch uns aufgegeben nach der Regel: Seid also vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist. Der Mensch, dem es nichts hilft, dass wir ihm «noch eine Chance geben» ist trotzdem unserer Solidarität und Liebe aufgetragen. Für solche Menschen könnte Chancengleichheit eine grausame Ironie bedeuten.

Und so ist der Vollkommenheitsanspruch der Bibel an die, welche ihn annehmen wollen, der Anspruch, keinen Mitmenschen zu benachteiligen, aber auch den Chancenlosen leben zu lassen, anzunehmen, zu bejahen. Dahinein mündet Chancengleichheit in biblischer Sicht.



Rohrentstopfungs-Geräte
für den Praktiker
Wir verkaufen nicht nur,
wir bieten auch Service! 071 - 91 40 11
Wega Trading, Postfach 1, 9414 Schachen